

Nr. 96. Bromberg, den 28. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Pfarrer wußte von den großen Veränderungen in dieser Zeit seit der Versammlung auf Eidsvoll, wußte, daß sogar die Beamten, die höchsten nicht ausgenommen, Respekt, ja geradezu Furcht vor der neuen Macht im Lande hatten — oder vielmehr vor der alten, die jetzt wieder im Thing so großmächtig wurde. „Die Bauern haben alle Macht bekommen", hatte er sagen hören. Und er tröstete sich in seiner Pein mit der Hoffnung, der alte Dag Björndal werde in die Stadt fahren und mit den Leuten für ihn reden. Seinem Ruf nach mußte Dag ein gewaltiger Mann sein, und gerade jetzt hatte er noch diese Thingmacht hinter sich. Wozu konnte er sich nicht alles wählen lassen, wenn er es einmal darauf anlegte? Niemand konnte wissen, worauf ein solcher Mann verfiel, wenn sie sich ihm widersetzten.

Lange saß der Pfarrer und fühlte die Freude über die Nähe dieses Starken. Er hatte im Dunkel der Nacht gebetet, gefleht und gebetet um Hilfe und Erkenntnis des rechten Weges; und nun kam kein geringerer als der alte Dag zu ihm wie ein Werkzeug des Allmächtigen. Aber — es konnte auch eine Versuchung sein. Vielleicht bedeutete es nur ein Glied in der Kette seiner Prüfungen. Der Pfarrer sann und sann, und sein Gesicht wurde ruhig und fest und wie in den einsamen Stunden hier in seiner Amtsstube, wenn er sich stählte, um als Diener des Herrn aufzutreten, ja, er bekam den strengen Ausdruck, den er beim Betreten der Kanzel zeigte. Mancherlei Gedanken strömten auf ihn ein, und jetzt hob er den Blick und sah Dag fest in die Augen. „Hast du von einem Mann namens Tetzel gehört?" fragte er.

Dag zog die Brauen zusammen und überlegte. Gehört hatte er den Namen wohl; aber wer war das nur? Ja, einst hatte er darüber nachgesonnen, obwohl die sogenannten Thesen Luthers nach dem Namen des Ablaßkrämers so hießen, und daher fiel ihm jetzt ein, wer der Mann war. Nur konnte er nicht begreifen, was die Frage des Pfarrers bezweckte. Schließlich antwortete er ihm auf die Frage, wer Tetzel sei.

„Ja", sagte der Pfarrer fest, „ich bin aber kein Tetzel. Wenn du in dem Glauben hierhergekommen bist, Geld und Macht, die du mir bietest, kämen dir im Jenseits zugute, dann ist es meine Pflicht dir zu sagen, daß es Betrug wäre, es anzunehmen. Du hast mir heute viel gegeben. Auch ich will dir geben — von dem wenigen, was ich habe. Ich will dich jetzt, da wir hier unter vier Augen sind, daran erinnern, daß beim Herrgott keine Gabe zählt, deren Hintergedanke ist, sich seine Gnade damit zu erkaufen. Dein Geld und deine Macht in diesem Leben sind nur das Pfund, das dir verliehen ist. Was zählt, ist die Gesinnung, mit der du es verwaltest. Nun mußt du selber entscheiden, ob ich deine Hilfe annehmen kann oder nicht."

Dag hatte den Kopf erhoben, stolz wie ein Adler, und den Pfarrer zunächst mit einem vernichtenden Blick gemessen; dann aber bezwang er sich und sank allmählich in sich zusammen, hob seine harten Hände und vergrub das Gesicht darin. „So denkt man also von mir?" fragte er mit einer sonderbar geborstenen Stimme. „Ich soll darauf aus sein, mir Ablaß zu kaufen?"

Jetzt war die Reihe des Tröstens am Pfarrer. Er sprang auf, trat zu Dag und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Nein, Dag Björndal, niemand hat mir solches über dich gesagt. Viele haben dich einen guten Menschen genannt. So darfst du meine Worte nicht auffassen. Ich wollte dich nur daran mahnen, dich zur Einsicht bringen, falls du dich getäuscht hättest. Es gibt unendlich viele, die sich darin täuschen."

Dag blickte den Pfarrer fest an. Wehmut und sichere Ruhe paarten sich in diesem Blick. Er dachte an so manche Stunde, da er mit ähnlichen Gedanken gespielt hatte, und bezwang jetzt seinen verletzten Stolz. Gewiß, auch er hatte sich darin getäuscht — lange Zeit. Er hatte keinen Grund sich durch des Pfarrers Worte gekränkt zu fühlen. Im Gegenteil, er mußte Achtung vor der kühnen Ehrlichkeit eines Mannes in solcher Notlage haben. Wäre er ein paar Jahre jünger gewesen, dann hätte sich der Pfarrer damit seine Unterstützung gewiß verscherzt. Damals wäre er aufgestanden und unverzüglich fortgegangen. Aber Alter und Jahre machen zahler und lehren einen die schwierige Kunst der Selbsterkenntnis. Dag lächelte dem Pfarrer zu und sagte, er könne das Geld und die Hilfe in der Stadt getrost annehmen, auch die Ratschläge wegen der Bewirtschaftung des Hofes, die er ihm zu geben gedächte. „Denn", sagte Dag zum Schluß, „nicht wegen dieser Angelegenheit bin ich hier. Es fiel mir nur bei den Worten ein, die du selber am Anfang gesagt hast."

Der Pfarrer musterte ihn forschend. „Weswegen bist du denn dann gekommen?" Seine Stimme verriet, daß er einen wichtigen Grund erwartete, um sich überzeugen zu lassen, daß Dag wirklich nicht wegen dieser Sache gekommen sei, die ihn selber Tag und Nacht beschäftigte.

„Ich bin gekommen, um eine Taufe anzumelden", sagte Dag, und seine Augen strahlten vor Stolz und ehrlicher Freude.

„Eine Taufe?" fragte der Pfarrer. „Dann ist also wieder ein Kind da, bei euch?"

„Ja", erwiderte Dag, und sein ganzes sonst so ernstes Gesicht war strahlende Freude. „Der Herrgott ist nicht so streng wie der Pfarrer — er gibt einem alten Mann schon ein bißchen Ablaß."

Da hob der Pfarrer drohend den Finger gegen ihn und mußte mitlachen. Er wußte, wie schwer der Kummer über den Tod der beiden Kinder die Björndaler getroffen hatte, und nicht zuletzt den Alten; und er wußte, was es für ihn in mehr als einer Beziehung bedeutete, daß wieder ein Kind da war. Er verspürte Lust, zu fragen, ob es ein Knabe sei, beherrschte sich aber, holte das Taufregister aus

dem Schrank und machte sich zum Schreiben bereit. Er schlug bei den ersten beiden Knaben nach und füllte erst die vollen Namen und Daten der Eltern aus, bevor er fragte, wie das Kind heißen solle.

„Torgeir, nach meinem Vater", antwortete Dag.

Also ein Junge. „Aber willst du ihn denn nicht Dag nennen," fragte der Pfarrer.

„Nein — den nicht", erwiderte Dag.

„Du meinst, es kommen noch mehr?"

„Ja", antwortete Dag ruhig, und der Pfarrer schrieb. Als er Sand aufstreuen wollte, räusperte sich der Alte und sagte: „Du kannst gleich noch einen dazu schreiben, der Dag heißen soll."

Der Pfarrer blickte erstaunt zu ihm auf.

„Es sind Zwillinge diesmal", sagte Vater Dag trocken.

Es konnte nichts gründlich genug getan werden, um die beiden Neugeborenen am Leben zu erhalten. Daher nahm Vater Dag sich vor, selber zum Pfarrer zu fahren und sie anzumelden. Damit erledigte er zugleich den Besuch bei ihm, den er schon solange beabsichtigt hatte. Er hegte den ganz kleinen Hintergedanken, der Herrgott könnte ihm diesen Weg zugute halten und deshalb die Knaben groß werden lassen. Der Gedanke daran war es gewesen, der ihn bei des Pfarrers Mahnworten vom Ablaß den Kopf senken ließ. Es ist nicht so einfach für die Menschen, sich bei guten Werken von allen Gedanken an Ablaß reinzuhalten. Was er aber dem Pfarrer sonst angeboten hatte, war aus dem Trieb des Augenblicks gekommen.

„Nun, nun", sagte er auf der Heimfahrt nachdenklich zu sich selbst, „sitzt du schon wieder und lobst dich selbst für deinen guten Willen und — schielst nach dem Sonderablaß, den du dafür kriegen möchtest?"

Der alte Dag fuhr zur Stadt. Mit wem er sprach und was er unternahm, erfuhr niemand; doch es kam ein Schreiben vom Bischof an den Pfarrer, darin stand, er habe sich die Lage im Kirchspiel von durchaus zuverlässiger Seite erklären lassen und hiernach zu der Handlungsweise des Pfarrers nichts mehr zu bemerken.

Jedes Ding kommt an den Tag. Die sich hinter den Bischof gesteckt hatten, fragten wohl nach und hörten, daß ihr Anschlag mißglückt war, und es blieb kein Geheimnis, daß Dag im Pfarrhof und nachher in der Stadt gewesen war. Und die Leute schüttelten die Köpfe und sagten, der Alte sei . . .

Zur Taufe auf Björndal kam der Pfarrer mit seiner Frau und den drei ältesten Kindern, und es war nicht ihr letzter Besuch.

Im übrigen wurde der Pfarrer immer stärker in der Verkündigung, er ging nach Dags gutem Rat unter die Leute und wurde ein hochangesehener Geistlicher. Mit seinem Hof und den Geldgeschichten hatte Dag dauernd zu tun; denn in diesen Dingen war und blieb er ein Stümper, der Pfarrer. Erst als Dag darauf verfiel, alle Wirtschafts- und Geldgeschäfte der Pfarrersfrau anzuvertrauen, und des Mannes Zustimmung hierzu erhielt, wurden auch in dieser Beziehung die Zeiten im Pfarrhause lichter.

9.

Da war es wieder! Die Großmarte hob den Kopf vom Kissen, setzte sich lautlos im Bett auf — und horchte ins Dunkel hinaus.

Sie klammerte sich an die Bettkante und zitterte, daß die Bettstelle wackelte, ihre Zähne begannen zu klappern, und ihr war, als kröche ihr eine kalte Schlange über den Rücken.

Jetzt hatte sie es genau gehört. Es ging irgend jemand in der Küche. Dieses Knarren der Dielen kannte sie. Das kam nicht von selber; wenn aber jemand an den großen Schrank ging, dann knarrte die Diele davor. Und dabei fiel kein Licht durch den Türspalt, es war dunkel draußen — ein Mensch konnte es also nicht sein. Sie lauschte, lauschte; jetzt war es wieder still.

Aus dem Dienst weggelaufen, das war so eine Sache; ehe man aber nahezu jede einzelne Nacht vor Angst fast von Sinnen kam, mußte man sehen, wieder unter Christenmenschen zu kommen. Hier auf Borgland war es nicht mehr auszuhalten. In diese Kammer hinter der Küche bekam man sie jedenfalls nicht mehr lebendig hinein. Das stand bombenfest.

Sie versuchten zwar sie aufzuziehen, wenn sie von dem nächtlichen Spuk in der Küche erzählte, aber sie waren alle selbst ganz hübsch bleich vor Angst. Sie war nicht die einzige, die ein Heulen wie von kranken Hunden auf Gängen und Treppen gehört hatte, und das gräßliche Gelächter, das sie von irgendwoher vernommen hatten, als sie vergangene Woche eines Abends in der Küche saßen, das stammte von keinem lebenden Menschen.

Aber was seit undenklichen Zeiten hier auf Borgland an großen und kleinen Sünden geschehen war, das konnte man keinem Christenmenschen erzählen, und da war es kaum ein Wunder, wenn es hier umging und spukte.

Pst — da war es wieder — zweimal hintereinander und . . . Die Großmarte stützte sich schlotternd auf die ausgestreckten Arme — bereit, aus dem Bett zu springen. Sie hörte einen Laut, als öffne jemand die Schranktür, und dabei war sie fest verschlossen; und es klang, als würde mit Glas oder Geschirr geklappert, und es stöhnte dumpf. Dann blieb es lange Zeit still, aber die Großmarte schlotterte so sehr, daß sie sich auf die Zunge beißen mußte, damit die Zähne nicht hörbar klapperten. — Hu, es war, als kratzten Hände an der Wand neben ihrer Kammertür . . . Man hörte die Außentür der Küche deutlich knarren, ein schauerlich kreischendes Lachen durchschnitt das Dunkel der Küche, ein unheimliches Stöhnen, und dann krachte alles mit Getöse zusammen, und darnach klirrte und rasselte es dort draußen wie von Ketten, die nach allen Seiten über den Boden geschleift würden, und es hämmerte und bummerte gegen die Kammerwand und in allen Ecken der Küche, alles zu gleicher Zeit.

Die Großmarte war aus dem Bett gesprungen und hatte sich dahinter verkrochen, dort hockte sie und japste und klapperte mit den Zähnen und blieb den Rest der Nacht wie von Sinnen und Verstand.

Schlimm genug, wie ein einzelnes Gespenst umging und herumschlich; wenn aber ganze Horden auf einmal losbrachen, dann . . .

Am Morgen lagen die Zinnteller in der Küche über den Boden und in die Ecken verstreut. Sie hatten sonst ihren Platz auf dem Wandsims neben der Kammer. Die Schranktür stand offen, das Schloß wies aber keinerlei Spuren von Gewalt auf. Daß es auf Borgland spukte, hatten alle gewußt; dieses aber war zuviel.

An dem Tag, an dem Fräulein Elisabeth erfuhr, daß die letzte Frist für den Rückkauf abgelaufen, Dag Björndals Eigentumsrecht unanfechtbar und Borgland auf ewig verloren war, hatte sie ihren Vater beschimpft, daß es durch das halbe Haus scholl, und jemand meinte, gehört zu haben, sie wolle das Haus anzünden, wenn sich der Alte oder Adelheid zum ersten Male hier zeigten. Dann hatte es wie eine Ohrfeige geklatscht, und darnach war plötzlich alles still geworden; seit dem Tag sollte Fräulein Elisabeth ihre Kammer nicht mehr verlassen haben. Wie sie ohne Nahrung leben konnte, war ein Rätsel; aber sie mochte nicht herunterkommen, wenn der Oberst aß, und auch kein Essen in ihr Zimmer haben. Sie wollte wohl nicht von Dags Gnade leben.

Bruder Lorenz war, seit Elisabeth sich eingeschlossen hielt, wieder sein freier Herr. Wie früher begann er sich nun zu jeder Tages- und Nachtzeit im Stall oder anderwärts herumzutreiben; er erzählte jedem, der ihm zuhören wollte, sein wirres Zeug, jedermann zu Vergnügen und Zeitvertreib. Er faselte etwas davon, daß er eines Nachts Elisabeth oben im Flur getroffen habe, aber das war natürlich alles Narretei. Er hatte nur geglaubt, sie zu sehen, weil er sich immer vor ihr fürchtete. „Der Teufel holt sie noch einmal bei lebendigem Leibe", pflegte er zu sagen, und dies wären seine einzigen vernünftigen Worte, fanden die Leute.

Die Stimmung des Oberst war sehr wechselnd — manchmal trug er den Kopf hoch, versuchte seine alte stramme Haltung herauszukehren und pfiff vor sich hin, meist aber vergaß er sich und ging gebeugt und zusammengesunken seine einsamen Wege. Wohl tat es ihm, daß Syver Hintenauf ihn so ehrerbietig grüßte, und als er gar einen Brief von Dag bekam, er möge so freundlich sein und prüfen, ob es im Haus etwas auszubessern gäb', da kam es wie ein Erwachen über ihn. Er ordnete an und bestimmte; und solange das dauerte, war er wie neu belebt. Und darnach bat Dag ihn, so freundlich zu sein und die Wirtschaft zu beaufsichtigen, bis Syver Hintenauf zur heißesten Erntearbeit hinkäme.

Ja, es ging dem Oberst erträglich. Dag wollte ihm kein Geld für seine Bemühungen anbieten, um ihn nicht zu

kranken, aber er ließ Tabak, Schnaps und Wein aus der Stadt mitbringen, und das wurde dem Oberst selbst übergeben. Das erstemal hatte er die Sachen lange unberührt liegen lassen, mit der Zeit ergab es sich, daß er sogar mit Spannung auf die nächste Fuhre wartete. Am schlimmsten stand es mit seiner Kleidung. Er besaß zwar noch Sachen aus seiner guten alten Zeit, doch war es kein Vergnügen, wie Bruder Lorenz in gänzlich unmodern gewordenen Kleidern herumzulaufen.

(Fortsetzung folgt.)

„Der Kundschafter des Todes".

Erzählung von **Franz Taut.**

Das Wanderkino, bei dem ich drei Monate lang — bis zu jenem verhängnisvollen Abend in Merida als Kassenhocker in Lohn und Brot stand, hieß „Cine mundial". Der Boß und Besitzer der Schau, Mr. Beverly, aus Louisiana, war ein geschäftstüchtiger Mann, ein Genie gewissermaßen in seinem Fach.

Wir spielten in drei Monaten einen einzigen Film und grasten damit sämtliche Städtchen und Dörfer der Andenrepubliken ab. An jedem Ort hielten wir uns eine Woche auf, denn unser Film lief in sieben Fortsetzungen, ein wahrer Roman, der immer am Ende der Abendvorstellung eine derartige Fülle von Spannung aufwies, daß niemand die nächste Fortsetzung versäumen wollte.

Unser Film hieß „El centinela de la muerte", was soviel wie: „Der Kundschafter des Todes" bedeutet, ein Titel, der die Nickel anzog wie ein Magnet. Es kam so ziemlich alles drin vor, was zu einem erfolgreichen Kinostück gehört: Eine Herde wilder Pferde, die von den Banditen geraubt wurde. Die vierspännige Postkutsche mit einem verwegenen Cowboy auf dem Bock. Ein blondes, zartes Mädchen, das immer, wenn es entführt worden war, unter dramatischen Umständen befreit wurde. Der Held, ein Meisterschütze mit Riesensombrero und flatterndem Halstuch, fehlte nicht und ebensowenig der schurkische Verwalter, der den kranken Vater des blonden Mädchens nach Strich und Faden betrog . . .

Ein großartiger Film! Niemand, der ihn sah, ließ sich dadurch stören, daß er stumm und schon reichlich abgenutzt war. Und Mr. Beverly dachte nicht daran, ihn gegen einen neuen einzutauschen; er wollte die Goldgrube bis zum letzten Körnchen ausbeuten.

Wir spielten unter freiem Himmel — zuweilen war er düster und wolkenbehangen, manchmal aber zeigte er sich in seiner ganzen Sternenpracht. Es kam auch vor, daß es einmal während der Vorführung zu regnen begann, aber das störte weder uns noch unsere Zuschauer. Die Begleitmusik lieferten uns die niemals müden Zikaden völlig umsonst. Die Sitzgelegenheiten für die Zuschauer entliehen wir uns aus den Häusern in der Nähe des Festplatzes. In jeder Beziehung also war es ein rentables Unternehmen.

Eines Tages nun kamen wir in Merida an, einer kleinen Stadt am Nordfuß der gleichbenannten Sierra.

Am selben Abend noch rollte der Anfang unseres Films mit ungeheurem Erfolg vor den Meridenos ab. Mr. Beverly konnte sich mit vollem Recht die Hände reiben, denn die Kasseneinnahme, die ich ihm ablieferte, überbot alles bisher Dagewesene. Wir wurden sogar nach der Vorstellung von einigen jungen Zechbrüdern zu einem tollen Gelage eingeladen.

So weit war alles in bester Ordnung, jawohl — nur ich befand mich in den schlimmsten Seelennöten. Ich hatte nämlich entdeckt, daß der Schluß, das happy-end unseres Films fehlte und wohl drüben in Pamplona liegen geblieben sein mußte.

Diese Stadt aber war von Merida vier Tageritte entfernt, und in sechs Tagen sollte der Schluß des Films laufen!

Ich suchte mehrmals unser Gepäck von oben bis unten durch, doch immer mit demselben Ergebnis: Die Dose mit dem happy-end-Streifen, die auf dem Deckel ein Schild mit dem Ausdruck „Ende" trug, war spurlos verschwunden.

Ein paarmal setzte ich an, dem Boß das Unglück mitzuteilen, doch verließ mich immer in dem Augenblick, wo ich den Mund zum Reden öffnen wollte, der Mut.

Die Tage gingen dahin, der Film rollte voran, die Meridenos waren mit Neugier geladen, und ich wurde buchstäblich krank. Das Essen wollte mir nicht mehr schmecken, und der Schnaps, den der Boß in gewaltigen Mengen auffahren ließ, blieb mir im Mund stehen. Unentwegt verfolgte mich das Bild, wie das enttäuschte Volk die Kasse stürmen würde . . .

Am vorletzten Tag endlich hielt ich es nicht länger aus; ich hatte martervolle Nächte hinter mir und war nur mehr ein halber Mensch. Ich ging also zum Boß und sagte es ihm.

Er zuckte zusammen, wie vom Blitz gestreift, aber sogleich war er wieder obenauf und bemerkte grinsend, er habe eine Idee, einen prächtigen, blendenden Einfall, eine Eingebung, welche die Gesamtaufführung, den letzten Abend und die Einnahmen retten werde.

Ich bat ihn zerknirscht, mir mehr darüber zu sagen, aber er war nicht zu bewegen, er sagte nichts und meinte nur, ich solle eine Strafe haben, weil ich es nicht sofort gemeldet hätte, er wolle mir den Posten lassen, doch seien ein bißchen Ungewißheit und Aufregung ganz gesund für mich . . .

Ich zerbrach mir den Kopf: Wie sollte Mr. Beverly das happy-end aus dem Nichts hervorzaubern? Ich dachte zuerst, er habe den Verstand verloren! Plötzlich aber wußte ich es: Mr. Beverly würde still und heimlich mit dem Geld verduften und mich würde er als Prügelbock zurücklassen! Verdammt, sagte ich mir, das geht zu weit, Alter! Und ich beschloß, Mr. Beverly nicht mehr aus den Augen zu lassen. — Nach der Mittagsmahlzeit fiel mir auf, daß der Boß nicht wie sonst zur Siesta sein Zimmer aufsuchte. Er blieb am Tisch sitzen und trank drei Whiskys. — Er trinkt sich Mut an! dachte ich.

Kurz darauf verließ er das Hotel. Ich folgte ihm von weitem. Er verschwand am anderen Ende der Stadt in einer dürftigen Herberge, in der Maultiertreiber, Weidereiter und indianische Kleinbauern einzukehren, pflegten. Ich stand in der Nähe und wartete. Er blieb etwa sechs Stunden in dem alten baufälligen Haus, und als er endlich erschien, brannten die Zinnen der Sierra im Abendfeuer.

Ich trat vor ihn hin und sagte: „Mit Erlaubnis, Boß, wenn Sie verschwinden wollen, dann nehmen Sie mich gefälligst mit! Die schlagen mich ja tot, wenn sie's merken!"

„Davon ist keine Rede!" gab er zurück. „Ich habe Zukunftspläne, ich denke gar nicht dran, auszureißen! Man muß nur Ideen haben, boy, dann findet man in jedem Zaun eine Lücke!"

Es wurde schnell dunkel. Wir gingen zur Plaza und bereiteten alles für die Aufführung vor — für die letzte Aufführung —

Dann setzte ich mich an den Kassentisch und nahm den Meridenos das Geld ab — dieselben Nickel, die sie sich trotz aller guten Ideen am nächsten Abend mit Gewalt wiederholen würden . . .

Nach der Vorstellung gingen wir in unser Hotel.

In der Halle hockten drei Burschen und ein Mädchen, offenbar Fremde, denn sie waren nicht städtisch gekleidet. Sie begrüßten den Boß wie einen Freund.

„Gehen Sie schlafen!" sagte der Boß zu mir. „Sie haben's nötig — sehen elend aus!" Dazu grinste er wieder in dieser verschlagenen Art.

„Good luck, boß!" sagte ich höhnisch, denn ich war voller Wut, weil er mich jetzt bei allem überging.

„Glück hab' ich mein Leben lang gehabt!" rief er mir lustig nach.

Von meinem Zimmer aus versuchte ich herauszubekommen, was er mit den vier Leuten in der Halle, den Burschen und dem Mädchen, vorhatte. Aber es gelang mir nicht; sie unterhielten sich im Flüsterton. Ich ging zu Bett und schlief ein. Aber mehrmals in der Nacht wurde ich von bösen Träumen geweckt.

Am Morgen jedoch war ich so weit, daß ich mir sagte: Der Boß wird's schon schaukeln — so siegessicher, wie der ist . .

Als ich ihn am Frühstückstisch traf, war ich völlig gelassen, fragte ihn nichts und konnte über sein geheimnisvolles Grinsen lächeln.

Den ganzen Tag über steckte er mit den drei Burschen und dem Mädchen zusammen, sie flüsterten und taten ungeheuer wichtig, wie Verschwörer. Gegen Abend allerdings verschwanden sie aus dem Hotel.

Ich lud für alle Fälle meinen Revolver und steckte ihn in den Halfter am Gürtel. Die Haltespange schloß ich nicht, denn wer konnte sagen, was der Abend alles bringen würde. Ein griffbereites Schießeisen ist zuweilen höchst nützlich.

Langsam ging ich zur Plaza. Aber als ich dort ankam, war mir zu Mute, als hätte mir jemand einen schweren Hieb versetzt. Ja, im ersten Schrecken war ich nahe daran, laut zu brüllen. — Auf der Plaza nämlich stand keine Leinwand, und auch der Projektionsapparat war nicht zur Stelle.

Also doch verduftet! dachte ich und wollte schon kehrt machen, da tauchte der Boß neben mir aus der Dunkelheit auf, flüsterte mir zu: „Kassieren — nichts merken lassen!" und verschwand, ehe ich etwas erwidern konnte.

Rein mechanisch ging ich zum Kassentisch, es blieb mir ja auch keine Wahl, denn schon kamen die ersten Gäste an.

Sie gaben ihr Geld, einige merkten, daß die Leinwand und der Apparat fehlten.

Ich beschwichtigte die Frager und sagte ihnen, heute gebe es etwas Besonderes — sie würden noch staunen!

Bald waren alle Stühle besetzt. Ich stopfte mir das Geld in die Taschen und wartete mit weit größerer Spannung als die Zuschauer auf die kommenden Ereignisse. In der Rechten hielt ich den Revolver zum Ziehen bereit.

Es war über alle Maßen unheimlich. Die fahlen Häuser rings um die Plaza, das spärliche Laternenlicht, die vielen schwätzenden Menschen auf den Stühlen und der leere Raum in der Mitte des Platzes — der völlig leere Raum zwischen den Stuhlreihen der gebildeten Meridenos und denen der Analphabeten —

Lieber Himmel, schick einen Wolkenbruch! dachte ich flüchtig, denn schon begannen ein paar Burschen zu rufen und zu pfeifen, und dazu trampelten einige Dutzend Füße vor Ungeduld.

Da plötzlich ertönten zur Linken zwischen den Häusern hervor wilde Schreie. Und dann kam ein Mann, der offensichtlich verfolgt wurde, dahergerannt. Ich erkannte im Nu den Boß.

In der Mitte der Plaza blieb er keuchend stehen und sah sich nach seinem Verfolger um. „Lauf doch!" schrie ich außer mir. Da sah ich, wie der Verfolger, ein Mann mit einem großen Hut, sein Lasso durch die Luft schleuderte.

Zu gleicher Zeit, als die Schlinge den Boß faßte, krachte mein Schuß. Sofort entstand unter den Zuschauern ein wilder Tumult. Der Boß warf hastig die Schlinge ab, ich schoß ein zweites Mal, um ihm Zeit zur Flucht zu geben, da lief er schon an mir vorbei. Ich sah noch, wie die Zuschauer umhersprangen und durcheinanderbrüllten, gab noch einen dritten Schuß auf die Laterne ab und rannte dann dem Boß nach.

Niemand folgte mir. Vorm Hotel traf ich den Boß. Er hatte den Sack, in dem er sein Geld aufbewahrte, bei sich.

„Da haben wir noch mal Glück gehabt!" rief ich ihm atemlos zu.

„Sie sind entlassen!" brüllte er zurück. „Sie Narr — haben alles verdorben — hatte alles so gut einstudiert — wollte doch die Sache persönlich zu Ende spielen — Sie verdammter Narr — und das Mädel mit der blonden Perücke — Mann, ich könnt' Sie umbringen — diese Sensation!"

„Hier ist das Geld, Mr. Beverly!" sagte ich kleinlaut und kramte es aus meinen Taschen vor. In diesem Augenblick brachte der Hausdiener das vollbepackte Tragtier heraus.

„Behalten Sie das bißchen Geld, Mann!" sagte der Boß, gab seinem Maultier einen derben Schlag, daß es sich mit einem Sprung in Bewegung setzte, und lief mit weit ausgreifenden Schritten hinterher. Sogleich waren Mann und Tier von der Dunkelheit verschluckt — nur die Tritte hallten noch.

Einige Zeit später kam ich auf der Suche nach einem neuen Job nach Pamplona. Auf der Straße spielten kleine braune Kinder — sie spielten mit einer schönen runden Dose, und der Deckel der Dose trug ein Schild mit dem Aufdruck „Ende" . . . .



Bunte Chronik



Auch eine Teufelsaustreibung.

Der Methodistenprediger Wilhelm Power in Barnesville war nicht wenig erschrocken, als er eines schönen Morgens unter seiner Garage drei Stinktiere feststellen mußte. Sie hatten sich dort häuslich eingerichtet und machten keine Miene, das Feld zu räumen. Es galt also, die ungebetenen Gäste zu vertreiben, ohne ihnen jedoch Gelegenheit zu geben, von ihrer fürchterlichen Waffe Gebrauch zu machen. Dem Manne kam ein guter Gedanke. Er befestigte einen Schlauch an dem Auspuff seines Kraftwagens, richtete ihn gegen die Skunks und ließ dann den Motor laufen . . . Die gute Frau Power wunderte sich sehr, als ihr Mann so lange ausblieb. Sie eilte in die Garage, und dort sah sie ihren Eheherrn regungslos am Boden liegen. Sie kam gerade zur rechten Zeit, um den Betäubten vor dem weiteren Wirken der Auspuffgase zu schützen. Mister Power erholte sich schnell und konnte zu seiner Freude sehen, daß er — genauer: der Motor — gesiegt hatte: Eins der Stinktiere war tot, die beiden anderen hatten das Weite gesucht.

Die Dame mit den Kopfschmerzen.

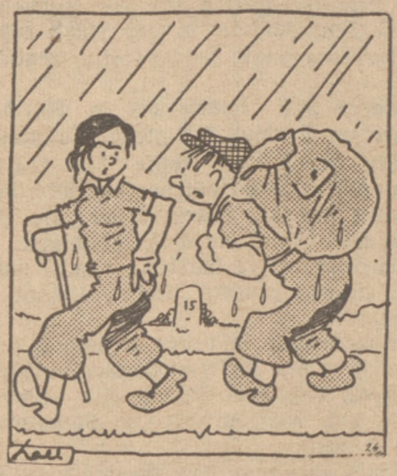
Die Pariser Polizei sucht im Augenblick eifrig nach der „Frau mit den 50 Kopfschmerzenanfällen". Sie verspricht ihr allerdings, daß der 51. Anfall der unangenehmste für sie werden soll. Übrigens wartet nicht nur die Polizei auf sie, sondern auch die Ladeninhaber des 16. und 17. Arrondissements von Paris sind gespannt darauf, wo sie wieder auftauchen wird. Sie halten alle ein Glas Wasser mit Aspirin bereit, haben sich jedoch gleichzeitig auch die Telephonnummer der nächsten Polizeiwache vorsorglich notiert. Mit der Frau mit dem Kopfweh hat es folgende Bewandtnis: Sie hat nun schön 50 Läden heimgesucht, meistens kleine Geschäfte ohne Personal, in denen der Ladeninhaber selbst bedient. Dort verlangte sie irgendetwas und plötzlich bekam sie furchtbare Kopfschmerzen. Sie gebärdete sich, als ob sie sich kaum auf den Füßen halten könnte. Natürlich hatte man Mitleid mit ihr, suchte ihr zu helfen und sie verließ den Laden dann auch immer vollkommen erholt. Aber das Merkwürdige war, daß nachher jedesmal eine ganze Anzahl von Waren verschwunden waren. Die Aufregung, die ihr Kopfschmerzenanfall hervorgerufen hatte, benutzte sie jedesmal, um wie ein Rabe zu stehlen.



Lustige Ecke



Der Beneidenswerte.



Sie: „Du bist doch fein dran, du brauchst nicht hinten naß zu werden!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.